

Der Student und die deutsche Sprache

Von Geh. Hofr. Prof. Dr. O. BEHAGHEL.

Wie jeder besondere Lebenskreis, so hat sich auch der Student seine besondere Sprache gebildet. Die Studentensprache unterscheidet sich von der allgemeinen Sprache zum Teil dadurch, daß sie anderes zu benennen hat als der gewöhnliche Sterbliche; es sei nur an das Paukwesen und die uralten geheiligten Gebräuche beim Trinken erinnert. Aber wie die meisten Standes- und Berufssprachen ist sie zugleich eine Art von Geheimsprache; sie gefällt sich darin, das allgemeine Gut der Vorstellungen abweichend von der Gemeinsprache auszudrücken. Wer sich über die Eigenart der Studentensprache im einzelnen unterrichten will, der sei auf F. Kluge's treffliches Buch über die deutsche Studentensprache verwiesen. Im Grunde erregt ja die Studentensprache mehr die Aufmerksamkeit der andern, als dessen, der sie unbewußt selber schafft; sie wird dem Studenten nicht Gegenstand der Forschung, sie stellt ihm keine Aufgaben.

Aber der Student redet nicht bloß die Studentensprache, er redet auch die gemeine Sprache, und diese ist es, die ihm Aufgaben stellt. Daß der Student neben dem Wissen auch ein Können ins Leben mitbringen soll, das haben wir in den letzten Jahrzehnten gelernt. Daß zu diesem Können auch das sprachliche Können gehöre, haben wir kaum erst angefangen zu begreifen. Oder vielmehr, wir denken: wer's erst zum Abiturienten hat gebracht, der kann deutsch fürs ganze Leben.

Es ist aber doch nicht ganz sicher, daß er es wirklich kann. Ich widerstehe der Versuchung, meine verschwiegene Sammelmappe zu öffnen, zu denen Seminararbeiten und Examenarbeiten seit

Jahren wertvolle Beiträge geliefert haben, und verweise nur auf allgemein Bekanntes. Seit Jahrzehnten sind wackere Männer an der Arbeit, ist der deutsche Sprachverein an der Arbeit, das sprachliche Gewissen zu schärfen, mit Lehre und Beispiel den Weg zu zeigen durch die Schwierigkeiten der deutschen Sprache. Dennoch wollen und können die Klagen nicht verstummen über mangelhafte Leistungen in der Sprache der Zeitungen, der Literaturwerke, der Gesetzentwürfe. Aber die Beamten, die unsere Gesetze machen, unsere Schriftsteller, unsere Zeitungsschreiber, sie sind ungefähr alle einmal Studenten gewesen. Wohl sind sie im Leben umdrängt von dem Wust und Gräuel alter Akten und Gesetze oder gestört durch die Einflüsse fremder Sprachen, und es fehlt ihnen gar oft die Zeit zum sorgsamem Erwägen. Aber all das könnte nicht so verheerend wirken, wenn der Student ins Leben hinausträte als sicherer Herrscher über die sprachliche Form, wenn es ihm wirklich zur Natur geworden wäre, seinen Gedanken stets einfachen, klaren, bestimmten Ausdruck zu verleihen.

Eines der besten Mittel, um den Stil zu bilden, ist das Lesen. Kein Zweifel, daß dieses Mittel von unseren Studenten eifrig gehandhabt wird. Aber es will mir scheinen, als ob das Lesen in stark überwiegendem Maße der unmittelbaren Gegenwart gelte, den Zeitschriften, den Tagesblättern. Diese sind aber keineswegs immer vorbildlich, auch wenn sie nicht grobe sprachliche Verstöße begehen. Beim besten Willen ist es nicht möglich, immer etwas neues zu sagen; da wird denn das Eigenartige in der eigenen Form gesucht, und das führt oft genug zur Gespreiztheit, zur Gezwungenheit. Wer nach guten sprachlichen Vorbildern sucht, der wende sich ab vom Lärm des Tages, der lese unsere großen Geschichtsschreiber, der lese Paul Heyse oder Moltke oder Schopenhauer.

Aber der Hauptfehler liegt wo anders. Nur durch Gehen lernt man gehen, nur durch Schreiben

lernt man schreiben, nicht durch Zusehen. Die große Masse unserer Studierenden kommt in den etwa vier Jahren ihrer Universitätszeit kaum in die Lage, längere schriftliche Darstellungen ausarbeiten zu müssen. Die Abfassung von Krankengeschichten wird man kaum dazu zählen wollen, und wer Mitglied eines Seminars ist, der schreibt vielleicht elegante lateinische Prosa, oder gelehrte Abhandlungen über eine hessische Mundart oder über syntaktische Merkwürdigkeiten, die wenig Anlaß zur Entfaltung stilistischer Gewandtheit bieten. Und kommt es wirklich einmal zu einer geschichtlichen oder ästhetischen Erörterung, so ist es dem Beurteiler ganz unmöglich, neben der Sache auch die Form zu würdigen.

Mein Rat wäre also der: Erstens, daß der Student sich bemühe, möglichst viel selber zu schreiben. Dabei kommt es gar nicht in erster Linie darauf an, daß man schön schreibe, oder gar schwungvoll schreibe. Einfachheit, Schlichtheit des Ausdrucks ist das erste und zugleich das höchste Ziel. So lange der Schreiber noch mehr als einen Ausdruck braucht, um eine Vorstellung zu benennen, mehr als eines Satzes bedarf, um eine einfache Verbindung von Vorstellungen zu verkörpern, so lange ist in den meisten Fällen der Gedanke selber noch nicht völlig klar gedacht. Und wer schreibt, was er nachher reden will, der bedenke, daß es etwas anderes ist, zu lesen, etwas anderes, anzuhören. Nur das spricht sich gut und hört sich gut, was schon beim Schreiben vom Schreibenden gesprochen und gehört wird.

Zweitens bedarf es des Kritikers. Der Schreiber selber kann der Kritiker sein, wenn er sich Zeit läßt, wenn er sein eigenes Werk sich völlig fremd werden läßt. Von größerem Werte ist aber der erfahrene Freund, der gute Kamerad, der etwa besonders feinen Sinn für die sprachliche Form besitzt.

Allerdings, vor allem wäre es Sache der Universität, hier helfend einzugreifen. Die letzten Jahr-

zehnte haben auf den verschiedensten Gebieten die Einführung von praktischen Uebungen gebracht. Man hat praktische Seminare für Französisch, für Englisch eingerichtet. Wer hat schon etwas von praktischen Seminarien für deutsche Sprache gehört? Einzelne Universitäten haben damit begonnen, Lektoren für deutsche Sprache zu bestellen. Hoffentlich erkennt eine nahe Zukunft, welche Aufgaben hier noch der Lösung harren.